

Das kommt mir Spanisch vor. Einführung in die deutsch-spanische Kommunikation

von Bernd F. W. Springer

München: Iudicium, 2012, ISBN 978-3-86205-306-3, 277 S., €28,00

Rezensiert von Guido Rings, Cambridge

Im Rahmen der Bemühungen, die nunmehr seit 2008 anhaltende Krise in Europa zu überwinden, sind Werke, die eine Verbesserung der interkulturellen Kommunikation zwischen so wichtigen Ländern der Eurozone wie Deutschland und Spanien fördern wollen, grundsätzlich willkommen. Das Buch von Springer ist allerdings aus verschiedensten Gründen nur sehr begrenzt empfehlenswert, und darauf wird im Folgenden näher eingegangen.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass es sich um ein Buch aus der Praxis handelt. Der Autor selber betont, dass es „aus der Erfahrung entstanden“ ist (S. 8), und so liegt der Schwerpunkt auf persönlichen Erfahrungen aus einer 18-jährigen Vermittlung von Deutscher Philologie an der Universität Autònoma in Barcelona sowie Umfragen in eigenen Seminaren. Dies ist im Ansatz zu begrüßen, denn Praxisnähe ist für die Entwicklung interkultureller Kommunikation von besonderer Bedeutung. Problematisch wird es jedoch, wenn diese Erfahrung weder in struktureller noch in konzeptueller Hinsicht überzeugend aufgearbeitet wird, und in diesem Rahmen zeigen sich leider deutliche Schwächen.

Schon das Inhaltsverzeichnis verweist auf eine eher fragmentarische Struktur, die weder von den vielen kurzen Fallstudien noch von den wenigen Kategorisierungsversuchen im Kontext der Interpretationsansätze zusammen gehalten werden kann. Nach einer interessanten Einleitung, die unter anderem auch den gelungenen Titel in seinen historischen Kontext setzt (die spanisch anmutenden Reformen Karls des V. in deutschen Herzogtümern des 16. Jahrhundert), folgen im ersten Kapitel „Szenen aus dem deutsch-spanischen Alltagsleben“ über 50 Seiten Fallstudien aus dem persönlichen Umfeld des Autors, die im Wesentlichen additiv aneinander gereiht werden (etwa „Beim Essen in der Mensa“, gefolgt von „Einladungen aussprechen“ und „Beim Rektor der Universität“) und dann weitgehend ohne Aufgriff interkultureller Theorie zu

erklären versucht werden. Schon der Titel ist hier irreführend, denn die überwiegend aus dem katalanischen Universitätsbereich stammenden Geschichten können nur sehr begrenzt für „das deutsch-spanische Alltagsleben“ exemplarisch stehen, wenn es denn ein solches Alltagsleben überhaupt gibt. Ähnlich sprunghaft werden dann auch die verbleibenden 200 Seiten des Werkes entwickelt. Dem grundsätzlich interessanten, aber weitgehend ohne direkten Textbezug durchgeführten und von daher eher spekulativen Ansatz zu einer interkulturellen Analyse der bekannten Begegnung zwischen Hitler und Franco in Hendaye 1940 (Kapitel 2) folgt die Analyse einer selbst konstruierten fiktiven Begegnung zwischen Herrn Schmitt aus Düsseldorf und Herrn Puyols in Barcelona (3). Danach werden einige allgemeine Überlegungen zu „Kognition, Kultur und Sprache“ präsentiert (4), gefolgt von sehr grundlegenden Ausführungen zum Thema „Sprache und Denken“ (5), die ein Leser – wenn überhaupt – zu Beginn des Werkes erwartet hätte. Später werden Witze vorgestellt (6), wobei die Mehrheit am Thema deutsch-spanischer Begegnungen vorbeigeht und auch nur rudimentär interpretiert wird. Es folgen weitere allgemeine Reflexionen (7: „Wir und die anderen“, 8: „Langzeitmentalitäten und Geschichte“ und 9: „Noch einmal: Der Eisberg“), bei der am Meisten die Diskussion von Goytisolos *España y los españoles* überzeugt (S. 174-192), und schließlich wieder ein fiktives Beispiel mit mehreren Anekdoten (10), das von der Konstruktion her an Herrn Schmitts Besuch in Barcelona erinnert.

In konzeptueller Hinsicht ist vor allem die mangelnde Integration grundlegender Kulturtheorien auffällig. Bedenkt man, dass Springers Monographie vom tradierten Konzept der Nationalkulturen ausgeht, um „critical incidents“ im Berufsleben von Deutschen und Spaniern zu analysieren, so hätte es nahe gelegen, sich zumindest ansatzweise mit den empirischen Studien Geert Hofstedes, Fons Trompenaars und Charles Hampden-Turners auseinanderzusetzen. Hofstede etwa hat in seinem Klassiker auch die kulturellen Werte von deutschen und spanischen Angestellten verglichen und ist dabei auf signifikante Unterschiede gestossen (Individualism Index 67:51, Power Distance 35:57, Uncertainty Avoidance 65:86, Masculinity 57:42, siehe *Culture's Consequences*. London: Sage 2001). Hier stellt sich etwa die Frage, in wie weit die überwiegend in den 1970er Jahren bei IBM empirisch gewonnenen Daten zur Diskussion von Springers neueren Fallstudien aus dem Universitätsbereich hätten herangezogen werden könnten, bzw. wo es Abweichungen gibt und warum. Interessanterweise stellt Springer gegen Ende seines Werkes sogar einen Bezug zu

Hofstede her, allerdings nur indirekt (über ein Zitat bei Heringer) und auf seine bekannte Kulturdefinition beschränkt („collective programming of the mind“; S. 230). Auch auf Trompenaars und Hampden-Turners sieben Kulturdimensionen wird nicht eingegangen, obwohl die Diskussion von „critical incidents“ wie „Einladungen aussprechen“ durch ein Konzept wie „specific versus diffuse“ durchaus hätte bereichert werden können (siehe *Riding the waves of culture*. London: Brealey 2008[1997]). Von den tradierten Kulturerfassungsansätzen erwähnt Springer in seiner insgesamt nur knapp drei Seiten umfassenden Literaturliste lediglich Edward T. Hall, aber auch dessen Kategorien werden nicht genauer vorgestellt und allenfalls marginal in die Diskussion der Fallstudien integriert (siehe die Erwähnung monochroner gegenüber polychroner Zeitkonzepte in deutsch-spanischen Begegnungen, S. 54).

Mit Blick auf interaktive Kommunikationstheorien sieht die Lage nicht wesentlich besser aus. Zwar nennt der Autor zwei Werke von Jürgen Bolten, aber die werden im Wesentlichen für den viel zu spät erfolgenden Kulturdefinitionsansatz verwendet, und das in additiver Form quasi als Vertiefung des Hofstedschen Konzeptes, obwohl die von Bolten genannten Tiefenstrukturen und Hofstedes Vorstellungen eines in sechs Dimensionen erfassbaren „programming of the mind“ keineswegs identisch sind (S. 230). All dies ist bedauerlich, denn mit Blick auf die derzeit sehr populäre Interaktionsforschung hätte Springers Studie leicht auf Helen Spencer-Oateys fünf Domänen des Sprachgebrauchs aufbauen können, die in der kürzeren Studie „Rapport management: a framework for analysis“, vorgestellt werden (in: ders. Hg.: *Culturally Speaking. Managing Rapport through Talk across Cultures*. London: Continuum 2000) und seitdem in zahlreichen Werken zu finden sind. Gerade die „Stylistic Domain“ scheint etwa für die Analyse von „Politik und Meinungsstreit“ (S. 32-35) nicht uninteressant zu sein, während die Probleme in einer deutsch-spanischen Partnerschaft (S. 52-53) und auch die Herausforderungen gemeinsamer Spaziergänge (S. 55-57) als verschiedene Aspekte der „Non-verbal domain“ hätten behandelt werden können. Kritisches Potential für eine weiterführende Diskussion bieten die „Szenen aus dem deutsch-spanischen Alltagsleben“ allemal, und durch eine Verbindung der drei genannten Studien hätte Springer sogar neuesten Forderungen nach einer Zusammenführung von tradierten Kulturerfassungsansätzen und interaktiven Kommunikationskonzepten zur Maximierung interkulturellen Trainings entsprochen (vgl. hierzu noch Elke Bosse: *Qualifizierung für interkulturelle Kommunikation*.

München: Iudicium 2011, S. 41). Außerdem hätte eine solidere konzeptuelle Grundlage auch zur Verbesserung der Struktur genutzt werden können.

All dies bleibt jedoch bedauerlicherweise Wunschdenken für weitere Arbeiten im Bereich deutsch-spanischer Kommunikation. „Das kommt mir Spanisch vor“ bietet zwar durch seine Fallstudien einige interessante Impulse zur weiteren Erforschung des Themas, aber es bringt weder die Forschung voran, noch kann es sachlogisch kohärent in die potentiellen Herausforderungen deutsch-spanischer Begegnungen einführen. Dafür ist die theoretische Grundlage zu schwach, die Struktur zu fragmentarisch, die Herkunft der meisten Fallstudien zu sehr auf den katalanischen Universitätsbereich begrenzt und deren Analyse zu oberflächlich.